

Bruno Thomann

Pizzicarella mia

Roman aus dem Salent



INHALT

| | Seite |
|-------------------|-------|
| Samstag | 7 |
| Sonntag | 67 |
| Montag | 203 |
| Dienstag | 253 |
| Mittwoch | 329 |
| Donnerstag | 365 |
| Freitag | 437 |
| Samstag | 483 |
| Nachwort und Dank | 603 |

SAMSTAG

23. August

(...)



Paul rutscht auf den Nebensitz, erhebt sich halb, um nach seinem Koffer in der Ablage zu greifen, als ihm etwas von hinten den Arm niederschlägt. Nicht heftig, aber doch so, dass er reflexartig auf den Sitz zurücksinkt. Verwundert blickt er der Besitzerin der Reisetasche nach, mit der sie ihn geschubst hat. Begleitet von einer anderen Frau strebt sie nach vorn zu einem freien Abteil. Offensichtlich hat sie nichts bemerkt.

Ihre Begleiterin lässt sich auf einen Sitz zum Mittelgang nieder. Gespannt verfolgt Paul, wie seine Frau mit der Tasche sich anschickt, auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges Platz zu nehmen. Das ist der Augenblick, in dem er etwas von ihrem Gesicht erkennen könnte, wenn sie sich vielleicht zu ihrer Begleiterin hinüberbeugen wird.

In der Tat zeigt sie ganz kurz ihr Profil und Paul erstarrt. Sie besitzt eindeutig alle Voraussetzungen für seine Kategorie ›Rote‹, mit der er jene Frauen kennzeichnet, deren gefährlicher Schönheit er nichts entgegenzusetzen weiß. Eine leicht konvexe Nase mit einem Übergang zu ihrer Stirn in Form einer vollendeten Hyperbel, in die er seinen Finger legen möchte, um damit hundertmal diesen Bogen zu erspüren. Ihre Augen hat er nicht sehen können, nur kurz ihre Wimpern, deren irgendwie schnippisch nach oben geschwungenen

Halbbogen wohl wunderbare Augen zu beschützen versprechen. Ihre Haare fallen in einer perfekten Funktion dritten Grades schmerzhaft schön aus ihrer Stirn über ihr Ohr in ihren Nacken. Vielleicht streicht sie eine Strähne aus ihrem Gesicht, manchmal tun sie das ja.

Bedrückt sieht Paul wieder zum Fenster hinaus. Der Macht eines schönen Gesichts hat er kaum etwas entgegenzusetzen.

Ein solches Schicksal hat er doch nicht selbst gewählt, denkt er bitter. Selbstverständlich weiß auch er, dass dieses Problem nicht alle Männer haben. Aber es ist nun mal seins, und wenn Susanne lapidar sagt, er müsse sich ja nur endlich einmal um eine seiner Roten bemühen, hat sie einfach nichts kapiert. Das Bemühen ist nicht das Problem. Doch, es ist schon auch eines, das muss er zugeben, das fällt ihm nicht gerade leicht, wem fällt das schon leicht. Aber es ist dennoch etwas anderes: Das Abgewiesenwerden ist es.

»Wie willst du wissen, dass du abgewiesen wirst, wenn du es nicht ein einziges Mal versuchst?«, hat sie ihn gefragt.

Dazu fiel ihm keine Antwort ein und erst recht nicht, als sie anfügte: »Und selbst wenn du einmal von einer deiner Traumhüften abgewiesen wirst, warum versuchst du es nicht bei der nächsten? Einmal wird es doch klappen, das weißt du selbst. Einmal wird es klappen. Du bist doch der Wahrscheinlichkeitstheoretiker, nicht ich.«

Paul zuckt unwillkürlich mit seinen Schultern, worauf der Mann mit dem Handy kurz aufblickt, aber nichts sagt.

Allerdings ist das im Moment unwichtig, denn die Frau weiter vorn hat sich bewegt. Wie erhofft, beugt sie sich zu Ihrer Begleiterin hinüber und scheint sie etwas zu fragen. Aber zu seinem Leidwesen entwickelt sich kein Dialog, der ihm mehr Anblicke ihres Profils erlaubt hätte. Die andere ist offensichtlich nicht gesprächig. Enttäuscht, aber irgendwie

auch froh darüber, wendet er sich wieder dem Kongressprogramm zu, würde sie aber gerne weiter im Auge behalten. Warum kann man seine beiden Augen nicht unterschiedlich fokussieren? Es soll ja Tiere geben, die das können. Ein Auge würde doch ausreichen, um das Programm zu lesen, da braucht es keine Tiefenschärfe, das andere wäre frei für die Frau weiter vorn. Menschen, die so etwas könnten, besäßen einen immensen Vorteil; sie würden die anderen über kurz oder lang aussterben lassen, so wie es den Neandertalern ergangen ist.

Hör auf damit, Decurtins, weist er sich zurecht, dir Gedanken über Fachgebiete zu machen, von denen du keine Ahnung hast.

In seinem Rücken spürt er etwas. Er dreht sich um. Es ist der Schaffner. Menschen spüren, wenn eine Person mit Sanktionskompetenz von hinten naht. Nur so konnte der grausame Ausleseprozess der Natur gewonnen werden. Er überlegt kurz, wo er das jetzt wieder herhat, das ist doch einmal mehr nicht sein Fachgebiet, aber er kommt nicht dazu.

Denn auch sie muss es gespürt haben. Sie dreht ihren Kopf. Und sie ist in der Tat eine Rote.

Prompt spürt er alle Anzeichen, die er so gut kennt: eine beginnende Panik, den unbändigen Wunsch zu fliehen, den in die Höhe schnellenden Puls, erste Anzeichen von Übelkeit. Und zu schwitzen beginnt er auch. Das ist ihm alles peinlich; wie soll er sie in diesem Zustand jemals ansprechen können. Aber das Schlimmste ist die Niedergeschlagenheit, die ihn überfällt. Aus ihr wieder herauszufinden, kann Stunden dauern, wenn nicht Tage, wie er aus Erfahrung weiß.

Das wird nichts Gutes hier unten. Natürlich erliegt er nicht dem Denkfehler, dass ein seltenes Ereignis – und ein solches

stellt die Begegnung mit einer Roten ja eindeutig dar – zeitlich erst spät eintritt, nur weil es selten ist. Es kann auch sofort eintreten, wie jetzt eben, aber vielleicht ist es ja gar nicht so selten hier unten.

Hat sie ihren Blick kurz auf ihm ruhen lassen, oder war er nur eine unbedeutende Zwischenstation auf dem Weg ihres Blicks zum Schaffner? Immerhin, er selbst sehe ja nicht schlecht aus, haben Frauen ihm gegenüber schon mehr als nur angedeutet, und das insgesamt zu häufig, als dass diese Übereinstimmung noch mit Zufall oder abartigem Geschmack dieser Frauen zu erklären wäre. Und wenn er in den Spiegel sieht, hat er tatsächlich keine Veranlassung, mit seinem Gesicht unzufrieden zu sein oder bestimmte Körperstellen auszublenden, außer dem üblichen halt. Er ist groß und sieht sogar etwas sportlich aus, kaum zu glauben, da er nichts von Sport hält und nur so viel davon treibt, wie wissenschaftlich als nützlich erwiesen ist. Und das ändert ja ständig.

Aber es bleibt eine nicht zu begreifende Ungerechtigkeit der Natur, einseitig Frauen mit derartigen Schönheitsattributen auszustatten. Und es bleibt die noch größere Ungerechtigkeit, dass ihn Rote derart herzunehmen vermögen.

Und niemand nimmt ihn richtig ernst. Es sei ja keineswegs ungewöhnlich, sagen sie, dass man von Schönheit umgehauen wird, das erleben auch andere, da müsse er sich nichts darauf einbilden, da sei er nicht etwa feinfühlicher als sie, falls er das denke. Aber dass er sogleich in eine Depression versinke und alles, was er selbst zu bieten hat, für ihn einfach nicht mehr zähle, sei eine Regression, wenn er wisse, was das ist, eine völlig unnötige, er solle das abstellen. Nun ja, denkt er bitter, sie haben keine Ahnung. Sollen sie doch mal den Aufruhr in ihm erleben und wie lange der anhalten kann, selbst dann, wenn die Rote längst aus seinem Blickfeld verschwunden ist. Es ist

nun einmal so: Wenn er seine Ruhe haben will, muss er sich von den Roten fernhalten.

Muss es denn unbedingt eine Rote sein? Es gibt ja noch die ›Grünen‹, die ihm auch gefallen, auch wenn sie ihn nicht in sonderliche Aufruhr zu versetzen vermögen. Er habe ja sonst alles, sagen sie, niemand auf dieser Welt bekomme alles im Leben, da stehe er ja noch gut da im Vergleich. Er, der auf dem Weg zu einer Professur sei, sein Einkommen habe, mit seinem Referat kommenden Freitag möglicherweise den Grundstein für eine große Karriere legen werde.

Abwesend zeigt Paul dem Schaffner seine Fahrkarte.

Sie haben eben keine Ahnung, was Schönheit wirklich ist, diese rohen Gemüter. Und sie können nicht ermessen, was es für ihn bedeuten würde, mit so einer wie die da vorn nach Hause zu kommen. Eine, nach der sich alle umdrehen, für die ihn alle beneiden, bei der allen sogleich klar wird: Das war es also, was dem Decurtins die ganze Zeit vorgeschwebt hat. Jetzt wissen wir, warum nichts wurde mit Sarah, die so gut zu ihm gepasst hätte.

Auch seine Schwester wäre versöhnt, nachdem sie sich mit ihrer Kuppelei im Falle Sarah ein Bein ausgerissen hatte. Auch sie würde sagen: »Doch, jetzt verstehe ich meinen Bruder. Wäre ich ein Mann – Gott bewahre allerdings –, die würde ich auch nehmen. Ich hätte ihm mehr vertrauen sollen, er weiß, was er will.«

Nein, das würde sie eben nicht sagen. Sie würde vielmehr murren, an eine Ausländerin hätte sie eher nicht gedacht, denn wie soll man mit einer von dort unten, die mit Sicherheit nicht einmal Deutsch kann, richtig reden können, vor allem dann, wenn es dereinst bitter nötig wird – und dieser Moment kommt früher oder später, das weiß schließlich jede Frau –, so richtig von Frau zu Frau?

Warum hat dieser Satz immer etwas Bedrohliches an sich?

Immerhin, seine Rote zwei Abteile weiter vorn wäre dann-
zumal als Angeheiratete mit ihnen verwandt und käme somit
als Patin der Kinder in Frage, mit denen Susanne noch zuwar-
tet. Das ist auch eine Unart von ihr, denkt Paul, ihm die
Schuld dafür zuzuschieben, dass sie noch keine Kinder hat.
Dabei liegt es doch am Schwager; der will keine.

Zu seiner Aufregung gesellt sich nun auch noch Durst.
Warum hat er nichts zu trinken gekauft.

Es dauerte sicher nicht länger als einen Wimpernschlag,
den sie nach hinten geblickt hat, aber er hat gereicht. Er sollte
hier weg, zumindest in einen anderen Wagen wechseln.
Solche zusätzlichen Probleme kann er nicht brauchen, die
Kongresswoche reicht schon.

Er mag dennoch nicht gleich aufstehen, versucht stattdes-
sen, an etwas anderes zu denken als an die Schöne. Wieder
schaut er zum Fenster hinaus. Aber er kann sich nicht mit sei-
nem Diagonalenspiel ablenken, der Zug fährt seit längerem
nicht mehr durch Olivenhaine.

Warum kommt ihm jetzt der Ratschlag seines ehemaligen
Psychotherapeuten in den Sinn, den dieser ihm nach dem
Abbruch der Behandlung noch freundlich mit auf den Weg
gegeben hat? Wenn er schon nicht ergründen möchte, wie
alles angefangen habe, sollte er doch versuchen – unbeirrbar
immer wieder von neuem –, sich der vermeintlichen Gefahr
auszusetzen, sich seinen Roten zu nähern, statt sie weiträu-
mig zu umgehen. Er werde auf diese Weise mit Gewissheit zu
dem überraschenden Ergebnis gelangen, dass seine Roten
möglicherweise gar nicht so gefährlich sind, wie er es sich aus-
malt. Denn, hat er ihm eingeschärft, so etwas werde unbehan-
delt immer schlimmer, nie besser.

Wieder beißt sich Paul auf die Lippen. Also gut. Er könnte das jetzt einmal unverbindlich üben und dem Psychotherapeuten postum nachweisen, dass sein Ratschlag überhaupt nichts taugt, angesichts der Katastrophe, in die ein solches Unterfangen mit Sicherheit auch hier unten münden wird. Immerhin, die Katastrophe wäre lokal begrenzt und damit wohl folgenlos für sein weiteres Leben zuhause.

Man müsste es aber gleich probieren, realisiert er beunruhigt, denn der Zug scheint sich einer Stadt zu nähern, vermutlich Brindisi. Möglicherweise steigt sie dort ja aus.

Nur: Gesetzt den Fall, er würde den Schritt wagen, dieses Gesicht von nahem zu sehen, das Ziel ihres Blicks nicht an den Schaffner zu verlieren, sondern es selbst zu werden. Wie soll er das denn anstellen? Er kann nicht verhindern, dass ihm wieder Susanne in den Sinn kommt.

Sie würde natürlich den Kopf schütteln.

»Das ist eben mein Bruder, der große Mathematiker, aber völlig hilflos wie ein kleines Kind, wenn es um die einfachsten Dinge des Lebens geht.«

»Was, bitte, soll an dieser Situation einfach sein?«

»Herrgott, Paul, steh doch einfach auf, geh nach vorn auf die Toilette, vielleicht musst du ja sogar, aber auch wenn du nicht musst, kommst du nach einer Weile wieder heraus, stellst dich vor sie hin und fragst sie, ob die nächste Station Neapel sei. Was soll daran schwierig sein?«

»Brindisi. Nicht Neapel. Und die Toilette ist hinten.«

»Herrgott noch einmal, dann gehst du eben trotzdem nach vorn, schüttelst nach einer Weile den Kopf, drehst dich um, setzt einen suchenden Blick auf, schaut zuerst über sie hinweg, entdeckst deine Toilette hinten, formst deine Lippen zu einem ›Aha‹, gleitest mit dem Blick zufällig auf sie, legst deine

Stirn in Falten, stellt dich vor sie hin und fragst sie, ob die nächste Station Neapel sei.«

Es hat keinen Sinn mit ihr. Sie denkt nie etwas zu Ende. Sie soll sich das einmal konkret vorstellen: Er steht also vor der Frau. Und spricht sie an. Damit es für sie plausibler klingt, würde er seine Brindisi-Frage mit einem übertriebenen Puschlaver Akzent färben. Er könnte zusätzlich noch bewusst hilflos dreinblicken, um sie zu rühren. Das Hilflöse liegt ihm zwar nicht, aber wenn es sein muss, würde er sich eben zu diesem Blick durchringen. Es gälte allerdings zu bedenken, dass hilflose Männer sie möglicherweise abstoßen. Wie auch immer, mit hilflosem Blick oder ohne – er würde das in letzter Sekunde erst entscheiden –: was geschieht dann? Das ist genau der Punkt, von dem aus Susanne nie weiterdenkt. Die Schöne antwortet nämlich tatsächlich mit »Ja, Brindisi«, aber – und das ist das Demütigende – sie sieht dabei gar nicht auf! Weil sie das Manöver durchschaut. Stattdessen zappelt sie mit den Fingern weiter auf ihrem Handy herum. Wie steht er dann da? Er, der Professor, auf dem Weg zu einem Kongress, an dem er eine Hauptrolle spielen wird? Nun ja, Professor auf Zeit, um es genau zu nehmen.

Er hat seine Schwester trotzdem gern, auch mit ihren meistens unbrauchbaren Vorschlägen. Seit ihre Mutter vor zwei Jahren gestorben ist, hat sie deren Rolle übernommen, aus ihm doch noch einen lebensstüchtigen Mann zu machen, wie sie sagt. Aber sie übertreibt. Sie überschreitet immer wieder Grenzen. Sie tut, als ob er völlig hilflos sei, was nicht stimmt. Er hat ja auch nicht grundsätzlich etwas dagegen, unter die Haube zu kommen, aber nicht auf die Art, wie sie es sich vorstellt. Und nicht unter die Haube einer derer, die sie unermüdlich zu diesem Zweck anschleppt. Woher sie die nur

alle hat. Aber, er hat dennoch zärtliche Gefühle, wenn er an sie denkt. Sie hat es ja auch nicht leicht mit dem Schwager.

Susanne und er telefonieren fast täglich miteinander. Das war schon nach dem frühen Tod ihres Vaters so und ging nach dem Tod ihrer Mutter weiter, und ehrlicherweise muss er zugeben, er hat sich daran gewöhnt und würde es vermissen. Sie seien eben wie Hänsel und Gretel, hat sie einmal gesagt, nachdem jetzt ja nur noch sie beide übriggeblieben seien, und müssten deshalb zusammenhalten. Auch wieder einer ihrer unpassenden Vergleiche, denn da ist weit und breit keine Hexe in Sicht, vor der sie sich in Acht zu nehmen hätten. Aber was soll's. Das mit dem Zusammenhalten ist schon richtig.

Aber es gibt dennoch gewichtige Unterschiede zwischen ihnen. Sie hat geheiratet, obwohl jünger als er – er bis jetzt nicht und, wie es scheint und wogegen sie ankämpft, womöglich nie. Sie hat dafür ihr Studium nicht beendet – er schon – und ist stattdessen in die Firma ihres Mannes eingetreten. Wieder schüttelt Paul unwillkürlich den Kopf. Er kann noch heute nicht verstehen, was sie an ihm gefunden hat, dass sie ihr Medizinstudium nicht abschloss, obwohl es doch nur noch zwei weitere Jahre gedauert hätte.

Mittlerweile hat der Zug seine Geschwindigkeit verringert, fährt langsam ausgedehnten Wohnsiedlungen entlang, rattert nach einer langgestreckten Rechtskurve über Weichen. Bahnsteige kommen in Sicht. Gleich wird er halten.

Bedrückt verfolgt Paul, wie sie ihre Tasche ergreift und sich zum vorderen Wagenausgang begibt. Ihre Begleiterin macht es ihr nach. Sie wechseln noch ein paar Worte, und nachdem der Zug zum Stillstand gekommen ist, steigen sie aus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Er müsste in das gegenüberliegende Abteil wechseln, um sie noch länger beobachten zu können. Aber was bringt das jetzt noch. Sie ist ausgestiegen.

Die Brindisi-Frage hat sich damit erledigt.

Aber die Erleichterung, um die Mutprobe gekommen zu sein, hält nur kurz an. Sie macht rasch einer gründlichen Verstimmung und zugleich Traurigkeit über eine verpasste Chance Platz.

Außerdem sollte er ernsthaft damit aufhören, sich in innere Dialoge mit anderen Menschen zu verlieren. Vor allem in solche mit Susanne und schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Wer weiß, vielleicht haben seine Lippen verraten, dass er ein Gespräch mit seiner Schwester geführt hat, und der Mann mit dem Handy hat ihn dabei beobachtet. Der ist übrigens auch ausgestiegen, wie Paul gerade feststellt.

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Er ist jetzt fast leer. Nur ausgerechnet auf ihrem Sitz hat ein junger Mann Platz genommen, eine ungepflegte Erscheinung. Nicht genug damit, legt er auch noch seine Füße auf den gegenüberliegenden Sitz. Er entweicht den Zug. Und irgendwie auch den Kongress, eigentlich alles hier unten.

Auch Paul streckt die Beine etwas aus und verfolgt die Ausfahrt des Zuges aus dem Bahnhof. Immerhin, sieht er jetzt, hatte es doch sein Gutes, dass er sie nicht angesprochen hat. Welcher Blamage ist er gerade noch entgangen, nachdem das Bahnhofsschild, wenn er vor ihr gestanden hätte, deutlich erkennbar gewesen wäre. Sie hätte nämlich nicht nur nicht aufgeblickt, wie bereits besprochen, sondern auch nichts geantwortet und stattdessen nur mit ihrem Daumen auf das Schild gezeigt.

